

Für unsere Mütter und Hausfrauen

Nr. 18 Beilage zur Gleichheit 1916

Inhaltsverzeichnis: Röte dich, junger Tag... Gedicht von Ernst Preczang. — Wer verteuert die Lebensmittel? Von A. W. (Schluß.) — Der Mütter Wittgang. Ein antisches Tendenzdrama für den Frieden. — Für die Hausfrau. — Feuilleton: Lucy Stone. (Fortf.)

Röte dich, junger Tag...

Röte dich, junger Tag!
Röte dich in den aufbrennenden Glut,
Die schöpfungstark
Dampfende Erde und singendes Meer
Mit strahlender Liebe überfluten.

Durchflamme die Welt.
Schmiede der Menschheit sonnige Stunden.
Lohe dem Tod
Sieghaft ins irre, gierige Antlitz.
Erhelle die Seelen; heile die Wunden.

Was ist dir Haß?
Was dir Zorn? Ein blindes, tönendes Erz.
Du nimmst alles,
Alles, alles in deine weiten Arme,
An dein großes, leuchtendes Herz. Ernst Preczang.

o o o

Wer verteuert die Lebensmittel?

(Schluß.)

Daß die Zölle preissteigernd auf die Lebensmittel wirken, haben wir schon an den Getreidepreisen nachgewiesen. Es soll hier nur noch gezeigt werden, wie auch die Fleischpreise durch die Zölle in die Höhe getrieben werden. Zur Aufzucht des Schlachtviehs bedarf der Viehzüchter der Futtermittel, vor allem Hafer, Gerste und Mais. Diese Getreidearten sind in Deutschland nicht so stark angebaut, um für eine so ausgebreitete Viehzucht zu genügen, wie wir sie zur Fleischversorgung der gesamten Bevölkerung nötig hätten. Im Ausland wären diese Futtermittel zwar billig zu haben, da aber unsere Großgrundbesitzer vornehmlich Getreide- und Futtermittelbau betreiben, haben sie es in ihrem Interesse durchgesetzt, daß auch auf Futtermittel, die aus dem Ausland zu uns hereinkommen, Zölle erhoben werden. Der Viehbesitzer muß infolgedessen für das Viehfutter einen um den Zollzuschlag höheren Preis bezahlen. Der Aufzuchtswert des Schlachtviehs wird dadurch bedeutend verteuert, und der deutsche Viehzüchter könnte mit seinen ausländischen Kollegen nicht konkurrieren, wenn nicht auch auf lebendes ausländisches Vieh Zölle erhoben würden und für die Einfuhr frischen Fleisches nicht so strenge Bestimmungen vorgegeben sein würden, daß dadurch die Einfuhr so gut wie unmöglich gemacht wäre. Durch diese Bestimmungen, die verlangen, daß frisch geschlachtetes Fleisch nur in Verbindung mit leicht verderblichen Bestandteilen des toten Tierkörpers, wie Herz, Lungen, Nieren, Milch usw. eingeführt werden dürfen, ist es zuwege gebracht worden, daß die Einfuhr frischen Fleisches aus dem Ausland fast völlig aufgehört hat, sank doch die Einfuhrziffer von 9,03 Millionen Kilogramm im Jahre 1906 auf nur noch 20 185 Kilogramm im Jahre 1911. Ähnliche Wirkungen üben die Zölle auf alle anderen Lebensmittel, wie Butter, Käse, Milch, Obst, Gemüse usw., aus, doch mögen die angeführten Beispiele jetzt genügen.

Dieser gewaltige Schub der deutschen Landwirtschaft hat trotzdem nicht vermocht, uns in bezug auf die Lebensmittelversorgung dem Ausland völlig unabhängig zu machen. Besonders der Mangel an Futtermitteln macht sich jetzt für uns sehr fühlbar, da infolgedessen die Viehzucht eingeschränkt werden mußte und wir unter einer Knappheit an Fleisch, Fett, Milch und Eiern zu leiden haben. Auch das neutrale Ausland, das jetzt nach Aufhebung der Zölle seine Produkte zollfrei bei uns einführen könnte, ist nicht in der Lage, uns genügend mit dem fehlenden Bedarf zu versehen. Abgesehen davon, daß es seine früheren Absatzmärkte in anderen Ländern nicht aufzugeben gedenkt auf die Gefahr hin, daß wir ihm nach dem Kriege den Stuhl wieder vor die Tür setzen, ist seine

Produktion auch gar nicht darauf eingerichtet, um an uns nach Belieben liefern zu können. Die Lebensmittel sind im Gegenteil durch unsere neue Rundschaft auch in den neutralen Ländern, Dänemark, Schweden, Norwegen, Holland und Schweiz, so knapp geworden, daß wir sie nur zu ungeheuer hohen Preisen dort erwerben können.

Es hätte demnach auch im nationalen Interesse gelegen, wenn wir schon in Friedenszeiten dem Ausland Gelegenheit gegeben hätten, seine landwirtschaftlichen Produkte bei uns abzusetzen. Daß das deutsche Volk nicht gut beraten war, als es sein Vertrauen allein auf die eigene Landwirtschaft setzte, hat die Kriegszeit zur Genüge bewiesen. Nur eine völlige Umwandlung unserer Wirtschaftspolitik nach dem Kriege wird uns vor der Wiederholung solcher Vorkommnisse bewahren können.

Es genügt aber nicht, daß wir nur nach außen die Wirtschaftspolitik neu orientieren, sondern ebenso notwendig ist auch die Umwandlung im Innern. Genau so wie die deutsche Landwirtschaft bei der Lebensmittelversorgung versagt hat, haben wir dies auch beim Handel gesehen. Was man dort erlebt hat, kann man nur als wilde Anarchie bezeichnen. Von Organisation keine Spur, jeder arbeitete für sich, nicht in dem Bestreben, die Lebensmittelnot zu beheben, sondern nur bemüht, zu verdienen, je mehr, je besser. Das lag in der Natur der Sache, denn der private Unternehmer ist es nicht gewohnt gewesen, im allgemeinen Interesse zu arbeiten, sondern nur im eigenen; andere Interessen brauchte er nur wahrzunehmen, wenn er dazu gezwungen wurde oder wenn sich diese Interessen mit seinen eigenen vertrugen. Das System war mit dem Kriege auch nicht ausgerottet worden, schien im Gegenteil seine Höhe erreicht zu haben. Die Eingriffe der Behörden waren entweder ganz ein Schlag ins Wasser oder vermochten höchstens die größten Auswüchse zu beseitigen. Im Grunde genommen blieb alles daselbe: was der Bauer noch ganz lieb, zerschmetterte der Händler. Bemühungen der Städte und Gemeinden, den privaten Handel möglichst auszuschalten, scheiterten in ihrer durchgreifenden Ausführung an dem Fehlen der notwendigen Vereinfachung und Energie. Die vielfach nicht verdiente Rücksicht auf den Kleinhandel ließ die ergriffenen Maßnahmen schon von vornherein zur Hälfte werden, während man sich dem Großhandel gegenüber fast gänzlich in Abhängigkeit befand. Der Großhandel besitzt seine Geschäftsverbindungen und muß diese natürlich für sich aus. Während die Lager der Großhändler schon gefüllt waren, um im geeigneten Moment für den Markt geleert zu werden, bemühten sich die Vertreter der Gemeinden häufig vergeblich um Lebensmittel. Ja es ist sogar vorgekommen, daß sich Landwirte geweigert haben, an die Gemeinden direkt zu verkaufen; diese wurden vielmehr an irgendeinen Großhändler verwiesen, der aber die Verkaufsvermittlung nur gegen Zahlung einer besonderen Provision übernahm. Ungezählte Millionen sind auf diese Art und Weise von den Verbrauchern zuviel gezahlt worden zugunsten einer Spekulanten-gruppe, deren Schädlichkeit sich jetzt erst recht gezeigt hat.

Was beim Handel die Ware verteuert, das ist vor allen Dingen die Planlosigkeit bei der Güterverteilung. Die Zahl der Händler ist im Verhältnis zur Einwohnerzahl viel zu hoch, mußten doch nach der Statistik im Jahre 1907 bereits 30 Personen (Kinder inbegriffen) in Deutschland einen Händler ernähren. Die große Zahl der Warenvermittler ist die Ursache der großen Preisunterschiede zwischen den Erzeugerkosten und dem, was die Konsumenten für die Ware bezahlen. Deshalb muß der überflüssige Zwischenhandel ausgeschaltet und eine geregelte gemeinnützige Warenverteilung geschaffen werden. Was in der Kriegszeit begonnen und sich als ein Segen für die Konsumenten erwiesen hat, muß weiter ausgebaut und verallgemeinert werden. Die Lebensmittelversorgung muß Aufgabe der Gemeinden werden, die sich dabei auch der bestehenden Konsumgenossenschaften bedienen könnten; eine Zersplitterung der Lebensmittelbeschaffung muß nach Möglichkeit vermieden werden, vielmehr müßte durch das Zusammenarbeiten nahe beieinanderliegender Gemeinden eine einheitliche Versorgung herbeigeführt werden.

Welche Vorteile für die Konsumenten durch Ausschaltung des privaten Handels und Errichtung gemeinnütziger Verkaufsstellen erzielt werden können, lehrt recht drastisch das folgende Beispiel. Die Stadt Wilmersdorf bei Berlin besitzt seit einigen Jahren eine städtische Fleischhalle, die in ihrer gesamten Einrichtung an und

für sich schon eine Sechswürdigkeit bildet. Der Umsatz desselben, der im Jahre 1913 die Höhe von 486 415 M. erreichte, stieg im Jahre 1914 auf 539 553 M. und erhöhte sich im Kriegsjahr 1915 auf 1 426 936 M., eine Steigerung, die allerdings zum Teil auf die erhöhten Fleischpreise zurückzuführen ist. Dieser Umsatz verteilte sich auf 707 741 Käufer, so daß also im Durchschnitt jeder Käufer für etwas mehr als 2 M. Ware einlieferte. Das interessanteste Ergebnis bildet jedoch eine Gegenüberstellung der Fleischpreise, die im Kleinhandel und in der Fleischhalle in den beiden letzten Jahren gefordert wurden. Es kostete das Kilo:

	Rindfleisch				Schweinefleisch			
	1914		1915		1914		1915	
	Kleinhandel	Fleischhalle	Kleinhandel	Fleischhalle	Kleinhandel	Fleischhalle	Kleinhandel	Fleischhalle
Januar . . .	181,0	158,2	213,3	168,9	185,3	171,2	226,6	182,6
Februar . . .	187,0	158,2	203,3	175,1	183,3	171,3	242,3	183,3
März . . .	187,6	158,2	206,6	187,6	177,3	161,3	260,0	218,3
April . . .	203,3	157,5	220,0	189,7	190,0	158,3	286,6	250,0
Mai . . .	200,0	157,5	266,6	189,7	186,6	161,0	350,0	250,0
Juni . . .	186,6	157,5	266,6	195,1	180,0	161,0	373,3	268,3
Juli . . .	196,6	154,2	266,6	195,1	183,3	161,0	360,0	268,3
August . . .	210,0	165,6	300,0	243,0	196,6	170,0	400,0	291,1
September . . .	200,0	165,6	286,0	246,4	186,0	170,0	413,3	288,3
Oktober . . .	193,3	178,6	380,0	246,4	196,6	179,2	426,6	288,8
November . . .	200,0	178,6	300,0	259,2	200,0	179,2	*280,0	*280,0
Dezember . . .	200,0	178,6	316,6	259,2	200,0	179,2	280,0	280,0

* Höchstpreis.

Bei dieser Gegenüberstellung fällt besonders stark auf die Preisspannung beim Schweinefleisch im Monat Oktober 1915, also zu einer Zeit, wo die Preise ungehindert vom privaten Handel rasend schnell in die Höhe getrieben wurden. Betrag doch der Preisunterschied zwischen Kleinhandel und Fleischhalle für das Kilo Schweinefleisch nicht weniger als 137,8 Pf., und selbst Rindfleisch, das damals noch nicht so schnell im Steigen begriffen war, konnte die Fleischhalle im Dezember 1915 um 57,4 Pf. pro Kilo billiger verkaufen als der Kleinhandel. Doch abgesehen von den abnormen Zuständen der Kriegszeit zeigen uns die Ziffern aus den Friedensmonaten des Jahres 1914, daß auch damals schon die Preisunterschiede zwischen Fleischhalle und Kleinhandel auffällig hoch waren. Beim Rindfleisch war der Preisunterschied am höchsten im April 1914 mit 45,8 Pf. pro Kilo, beim Schweinefleisch betrug er im selben Monat 31,7 Pf. pro Kilo. Ähnlich lagen die Verhältnisse bei Kalbfleisch und Hammelfleisch. Betrachtet man aber den Jahresdurchschnitt, so ergeben sich folgende Ziffern. Es kostete ein Kilo:

	1914		1915	
	Kleinhandel	Fleischhalle	Kleinhandel	Fleischhalle
Rindfleisch . . .	195,4 Pf.	164,0 Pf.	202,1 Pf.	212,9 Pf.
Schweinefleisch . . .	188,8	168,5	333,0	*240,2
Kalbfleisch . . .	228,8	191,9	302,9	246,3
Hammelfleisch . . .	220,2	157,8	305,0	244,2

* Zehn Monate bis Erlaß der Höchstpreise.

Es zeigt sich also durchweg ein erheblich billigerer Preis in der städtischen Fleischhalle als im Kleinhandel.

Auch hier möge wieder das eine Beispiel genügen, um zu zeigen, welche Ersparnisse durch die Ausschaltung des Zwischenhandels gemacht werden können. Diese Erfahrungen müssen überall in die Praxis umgesetzt werden. Daß ein großer Teil der vom Handel lebenden Bevölkerung durch die Schaffung gemeinnütziger Betriebe gezwungen wird, sich wieder einer produktiven Beschäftigung zuzuwenden, kann als ein Nachteil für die Volkswirtschaft nicht angesehen werden; es werden ohnehin jene Elemente sein, die vom Handel nicht allzuviel verstehen und sich nur infolge der hohen Handelsgewinne darin erhalten konnten; Personen mit reichen Erfahrungen und gründlicher Ausbildung im Handelsfach werden aber auch nach wie vor gebraucht werden, nur daß sie später nicht für eigene Rechnung, sondern bei guter Bezahlung im Interesse der Allgemeinheit zu arbeiten hätten.

Fassen wir alles noch einmal zusammen, so ergibt sich, daß an der Verteuerung der Lebensmittel schuld ist: 1. Die Hochschuttpolitik des Deutschen Reiches, die im Frieden die ausländischen Waren systematisch vom heimischen Markt fernzuhalten sucht und die ausländischen Produzenten zwingt, sich andere Märkte zu suchen, so daß wir bei eintretender Lebensmittelnot — Mangelnde oder Krieg — verlassen dastehen; 2. die Planlosigkeit des privaten Handels, der die Waren erst durch viele Hände gehen läßt, ehe sie vom Produzenten zum Konsumenten gelangen, und der nicht das

Hauptinteresse auf die Beschaffung billiger Lebensmittel, sondern auf seine eigenen Gewinnchancen legt.

Wollen wir aber in den Genuß möglichst billiger Lebensmittel gelangen, dann müssen wir versuchen, von den Produzenten oder von Produktivgenossenschaften direkt zu kaufen und durch Errichtung Konsumgenossenschaftlicher Verkaufsstellen für die Verteilung an die einzelnen Konsumenten zu sorgen. Dabei gewinnen beide Teile, der Produzent kann bessere Preise erhalten und der Konsument billigere Waren. Ferner aber müssen die Lebensmittelzölle aufgehoben werden, die bei einer gesunden Agrarpolitik zum Schutze der Landwirtschaft nicht nötig sind, sondern nur einer ungeordneten Bodenspekulation zum Nutzen gereichen. Diese Forderungen sind wohlgerne keine sozialistischen. Sie halten sich im Rahmen der kapitalistischen Wirtschaft, deren größtmögliche Ausdehnung sie befürworten. Es sind Gegenwartsforderungen. Im Interesse der beschäftigten Klassen ist nicht nur eine planmäßige Güterverteilung, sondern auch eine gleiche, die gegründet ist auf die planmäßige, international-sozialistische geregelte Güterzeugung.

o o o

Der Mütter Wittgang.

Ein antikes Tendenzdrama für den Frieden.

Daß der Krieg eine gewisse Revolution in den Kunstansichten und der Kunstübung des Bürgertums hervorgerufen hat, sieht jeder Laie. Die übermächtigen Eindrücke der weltgeschichtlichen Katastrophe, die wir erleben, haben im Handumdrehen das elegante Kartenhäuschen der Kunst-für-die-Kunststöhler über den Haufen geblasen und der bisher so verpönten „Tendenz“ das Tor weit aufgeworfen. Sie hat denn auch gleich nach Kriegsausbruch ihren Einzug in die Literaturwelt gehalten, und zwar in einer meist so handfesten Gestalt, daß die Kunst schleunigst Reißaus nahm.

In das ernsthafteste Drama hat sich die zeitgeschichtliche Tendenz bisher weniger hereingewagt als in die Lyrik, wo sich jeder Pflücker Experimente zu machen befugt hält. Vielleicht war man im Drama bisher allzusehr auf individuell-psychologische Probleme eingestellt; den Dichtern fehlt, wie es scheint, der große Stil, in dem man allein so riesige Probleme bewältigen kann. Was bisher ein Sudermann oder Falda Kriegsmäßiges zusammengebrannt haben, gleicht mehr oder weniger dem berühmten Ragout des seligen Wagner in Goethes Faust.

Im zeitgeschichtliche Tendenzdramen großen Stils zu finden, müssen wir über ein Jahrhundert zurück zu den gährenden Jugendwerten eines Schiller. Noch besser ist es, wir greifen gleich über zweieinhalb Jahrhunderte zurück in die Kultur und Kunst des klassischen Athens der Perserkriege und des Perikles. Es ist rein unverständlich, wie je die Meinung aufkommen konnte, griechische Kunst sei „reine Kunst“, eine Kunst also, die erhaben über alle Parteien und zeitgeschichtliche Begebenheiten wie der Geist über den Wasser schwimmt. Die Werke der drei großen Tragiker Aeschylus, Sophokles und Euripides, von den Komödien des reaktionären Spottvogels Aristophanes ganz zu schweigen, spiegeln nicht nur für den geschulten Historiker oder für das durch den historischen Materialismus geschärfte Auge des Marxisten, nein sogar für den vollkommenen naiven Laien, der sie in einer nur halbwegs klüfftigen Übersetzung liest, eine große Menge politischer, religiöser und sittlicher Probleme, wie sie das Athen des fünften Jahrhunderts vor Christus beschäftigten. Und zwar behandeln die griechischen Dichter diese zeitgeschichtlichen Probleme durchaus nicht in einer dem täglichen Leben entzückten Allgemeinheit, sondern mit allerhand ihren Zeitgenossen jedenfalls sehr deutlichen Anspielungen auf augenblickliche Situationen und Begebenheiten. Der Dichter im demokratischen Athen war eben wie fast jeder freie athenische Bürger zugleich Politiker mit Leib und Seele. Euripides, dessen Kunst ohnehin stark rhetorisch gefärbt ist, geht sogar so weit, seinen Helden, den Heroen der Sage, förmliche Volksreden über die aktuellsten Thematika in den Mund zu legen.

Euripides hat — man nehme den Vergleich nur alles in allem und nicht ohne ein Körnlein Salz — in einer Zeitepoche gelebt, die mit der unseren manche Vergleichspunkte gemein hat. In vielen Hinsichten sind die kriegerischen Auseinandersetzungen der Gegenwart nur die ins Kolossale gesteigerte Wiederholung jener Kämpfe, die gegen Ende des fünften Jahrhunderts vor Christus ganz Griechenland, nein den ganzen griechischen Kulturkreis in zwei feindliche Parteien spalteten. Im sogenannten Peloponnesischen Kriege (431 bis 404 vor Christus) rangen die beiden Vormächte Griechenlands, das mehr binnenländische, straff militärisch organisierte Sparta und die erste Seemacht der Zeit, das demokratische

Athen, um die politische und wirtschaftliche Herrschaft. Beide Mächte standen an der Spitze einer großen Zahl verbündeter und abhängiger Staaten, so daß sowohl die wirtschaftlichen wie die militärischen Machtmittel sich ungefähr die Waage hielten. Es war also ein Krieg der Mächtegruppen, und gerade diese Tatsache hat nicht wenig dazu beigetragen, ihn in die Länge zu ziehen und, wenn er zum Stillstand kommen wollte, neu anzufachen. Auf beiden Seiten endete der Krieg mit Erschöpfung; da aber der Gegensatz nicht ausgetragen war, kriegerisch gar nicht ausgetragen werden konnte, so glommt er unter der Asche fort und feierte seine Auferstehung in immer neuen Kriegen.

Mit Recht datiert man den Rückgang der griechischen Kultur sowie der produktiven Volkskraft von diesem Zeitpunkt ab. In der Tat wurde während dieses Krieges eine Umwälzung, für die damalige Wirtschaftsstufe unersetzbarer Kulturgüter, der aufgehäufte Kulturfonds ungefähr eines Jahrhunderts zerstört und verschleudert. Die auf beiden Seiten geübte Ermattungsstrategie brachte das mit sich. Jetzt wurde der Boden vorbereitet für die mazedonische Invasion, jetzt beginnt der allgemeine Bevölkerungsrückgang, an die Stelle der bisher vorherrschenden freien Handwerker und Lohnarbeiter tritt der massenhafte Import von Sklaven, ihr folgt die allgemeine Verwilderung des sozialen Lebens, des Geschmacks und der geschlechtlichen Sitten.

Es fehlte damals nicht an warnenden Stimmen. Der Dichter Euripides gehörte zu ihnen. Der Mütter Wittgang ist ein ausgesprochenes politisches Tendenzdrama für den Frieden. Wie ein modernes Stück in antiker Verkleidung mutet das Werk an in der guten Übersetzung von Wilamowitz-Moellendorf. Angeregt wurde das Werk, wie der bekannte Berliner Gelehrte in seinem Vorwort bemerkt, durch einen Bruch des Völkerrechts, den sich die siegreichen Thebaner nach der Schlacht bei Delion im Spätherbst 424 den Athenern gegenüber zuschulden kommen ließen. Sie verweigerten dem athenischen Herold die Abholung der Leichen, beziehungsweise sie erklärten, die Leichen so lange als Faustpfand behalten zu wollen, bis die Athener das Heiligtum Delion, das sie noch besetzt hielten, geräumt hätten. Diese Maßnahme ging nicht allein dem athenischen Ehrgefühl außerordentlich nahe; bei der großen Bedeutung, die der Ahnenkult und demgemäß die Bestattungsfeierlichkeiten im privaten wie im öffentlichen Leben damals spielten, sahen sich die Geschlagenen zugleich verhöhnt und dem Unwillen der Götter preisgegeben. Gerade deshalb galt ja die bedingungslose Herausgabe der Gebliebenen durch den Sieger an den Besiegten als allgemein im griechischen Kulturkreis anerkanntes Völkerrecht.

Auch Euripides teilte die allgemeine Entrüstung seiner Mitbürger über das Vorgehen der Thebaner. Aber im Unterschied zu den Kriegshebern in Athen und dem befreundeten Argos, die nur von Haß und Rache sprachen und die niederen Instinkte der Volksgenossen aufstachelten, wählte Euripides nur zu gut, daß der Übermut der Sieger nicht ein besonderes nationales Kaiser der Thebaner war, sondern auch seine lieben Athener sich oft genug eines ähnlichen und noch viel grausameren Übermuts schuldig gemacht hatten. Davor wollte er sie warnen. Euripides war Patriot, aber nicht in dem bornierten Sinn des Kuratheners. Als Mensch und Künstler war er über den Durchschnitt seiner Zeitgenossen hinausgewachsen. Insofern stellte er seine Kunst über die Parteien, als er überall, nicht nur beim Gegner, die Mängel und Fehler erkannte. Die Partei, der er angehörte, war ihm nicht Selbstzweck, sondern ein Mittel, um allgemein menschliche Interessen durchzusetzen. Seine Kunst, und zumal Der Mütter Wittgang, will der Tagespolitik größere Gesichtspunkte geben als die des Augenblicks, er will das Gesichtsfeld seiner Athener weiten, ihr Denken und Fühlen veredeln.

In Der Mütter Wittgang gibt Euripides gleichsam sein politisches Glaubensbekenntnis. Sehr geschickt hat er einen Stoff aus der athenisch-thebanischen Sage gewählt, die ihm eine Menge Anspielungen auf die aktuellen Zeitprobleme gestattet. Es ist die Sage vom Zug der sieben Argiverhelden gegen Theben. Die Sieben sind vor den Toren der berannten Stadt gefallen. Die Thebaner sind Sieger, das Heer von Argos ist geschlagen. Die Thebaner verweigern die Herausgabe der Leichen. Und nun machen sich die alten Mütter der Sieben auf, um von Theseus, dem Nationalhelden Athens, ein Eingreifen zu erbitten. Man beachte, wie fein Euripides es versteht, seinen Athenern eine Lehre zu geben und zugleich ihren Nationalstolz zu kühlen! Euripides hat die Sage frei in seinem Sinne behandelt. Theseus ist bei ihm das Muster eines Staatsmannes. Er greift ein, interveniert, würde man sagen, aber nicht aus irgendeinem selbstsüchtigen Grunde, auch nicht, um den Rachewunsch des Argiverkönigs zu erfüllen, sondern einzig, um dem Völkerrecht zum Siege zu verhelfen. Nicht allein Argos, ganz

Griechenland ist nach seiner Meinung betroffen von der Verletzung des Völkerrechts, auf deren Basis allein eine Kulturgemeinschaft möglich ist. Zuerst durch gütliche Verhandlungen, dann mit dem Schwerte tritt Theseus für dieses Recht ein. Die Gedankengänge des Euripides berühren sich hier auffallend nahe mit den Gedanken der bürgerlichen und halbsozialistischen Friedensfreunde von heute, die ein internationales Schiedsgericht wünschen unter der militärischen Garantie aller Großmächte.

Wie Euripides über die treibenden Beweggründe der Kriege denkt, läßt er durch Theseus in der Rede an den Argiverkönig Nipp und klar aussprechen. Er wirft ihm vor, leichtfertig und ohne den Segen der Götter den Krieg vom Zaune gerissen zu haben — Euripides' Mitbürger konnten diesen Vorwurf auch auf sich beziehen. Dann aber fährt Theseus fort:

Die jungen Herren haben dich verführt;
Ihr Ehrgeiz braucht den Krieg, und nach dem Recht
und nach der Not der Bürger fragt er wenig.
Der eine sucht den Glanz der hohen Stellung,
der andre Macht für seine Rüfte, jener
das Geld; und was das Volk darunter leidet,
das fragen alle nicht.

Drei Klassen, fährt Theseus fort, gäbe es im Staat. Faule Drohnen, nennt er die Reichen, „die fordern immer mehr für sich“. Gefährlich, meint er, werde durch den Reib das arme, niedere Volk,

wenn es von schändlichen Schmeichlern aufgehetzt,
begehrlich die Besitzenden beschadet.

„Der Mittelstand allein“, ruft er aus, „erhält den Staat.“ Als Mittelstandspolitiker entpuppt sich unser Euripides auch sonst. Seine religiösen und moralischen Anschauungen muten oft ganz modern-Heinbürgerlich an. So besonders sein boshafter Seitenhieb auf die irreligiösen Aufklärer, die mit der göttlichen Vorsetzung nicht zufrieden sind.

Doch die Vernunft will's besser machen können
als Gott; die Hoffart sitzt in unfrem Herzen,
wir wären klüger als die Himmelsherrn.

Wenn uns sozialistischen Proletariern von heute solche Anschauungen reaktionär im höchsten Grade erscheinen, so dürfen wir die Schuld nicht dem griechischen Dichter des fünften Jahrhunderts vor Christus zuschreiben. Er lebte in einer Zeit, wo die ersten großen Kapitalien in Industrie und Handel sich bildeten, wo die Gefahr heraufzog, daß das kleine selbständige Handwerk, auf dessen Tüchtigkeit die Kultur Athens beruhte, durch den Manufakturbetrieb mit unseren Arbeitskräften, also mit Sklaven, beiseite geschoben und proletarisiert werde. Der Fabrikbetrieb mit Sklaven aber bedeutete keinen kulturellen Fortschritt, wie der mit „freien“ Proletariern, sondern tatsächlich den Anfang vom Ende. Wenn der moderne Kapitalismus trotz seiner Auspönerung der Masse die Entwicklung vorwärts trieb, so geschah das in erster Linie dank der sittlichen und geistigen Qualitäten des freien Proletariats, nicht zum wenigsten durch den Stachel seines Klassenkampfes. Anders im Altertum. Die Sklavenarbeit konnte sich weder rühren noch wehren; sie führte deshalb weder zur Erfindung von Maschinen noch zum organisierten Massenkampf. Die Sklavenarbeit wirkte einzig als Lohnbrüder und verwandelte die kleinen Bauern und Handwerksmeister nicht in Lohnarbeiter, sondern in arbeitsloses Gesindel, das sich auf Staatskosten ernähren ließ und den ehrgeizigen Eliten unter den Besitzenden eine ebenso willige wie billige Gefolgschaft lieferte. Demgegenüber gab es natürlich keinen anderen Standpunkt als das Lob des Alten, des Kleinbürgerlichen Zeitalters.

Daß Euripides sonst durchaus kein Rückwärtler war, beweist seine freie und vornehme Auffassung von der Stellung und Bedeutung der Frau. Man beachte, mit welcher ausgesuchter Hochachtung Theseus seiner Mutter begegnet, und mit welchem Selbstbewußtsein sie ihm auch in politischen Dingen ihren Rat erteilt. Diejenigen, die das hergebrachte Geschwätz von der untergeordneten Stellung der Frau in Athen kritiklos nachbeten, mögen sich folgende Stelle aus Der Mütter Wittgang zu Herzen nehmen:

Aithra: Darf ich dir etwas sagen, lieber Sohn,
was Ehre dir und deinem Volke bringt?
Theseus: Sprich, liebe Mutter, mir ist wohl bewußt,
der beste Rat kommt oft aus Frauenmund.
Aithra: Ich weiß doch nicht. Was ich im Herzen trage,
ist wohl für mich unschicklich auszusprechen.
Theseus: Vielmehr, es würde dein nicht würdig sein,
dem Sohn den guten Rat vorzuenthalten.

Uithra: Nein, schweigen mag ich nicht, um hinterher es zu bereuen, daß ich zur Unzeit schwieg. Und wenn mich ängstlich macht, daß kluge Rede an Frauen wenig taugen soll, so opfer' ich doch nicht der Angst die Wahrheit, die ich kenne.

In diesen Versen ist ganz deutlich eine Spitze enthalten gegen jene athenischen Spieser, die der Frau den Mund in der Öffentlichkeit verbieten wollten. In der Tat blieb die Stellung der griechischen Frau, wenigstens in den arbeitenden Klassen, noch jahrhundertlang durchaus angesehen und selbständig. Noch das Christentum der ersten Jahrhunderte kennt weibliche Ämter in der Gemeinde und muß sich im Interesse der Priester gegen das öffentliche Reden und Agitieren der Frauen wehren. (Schluß folgt.)

o o o

Für die Hausfrau.

Rhabarberkonservierung ohne Zucker. Die ausgiebige Verwendung des Rhabarbers zu Suppen, Kompotts, Marmeladen und Süßspeisen verbietet sich leider in diesem Frühjahr, da den Hausfrauen der nötige Zucker nicht zur Verfügung steht. Doch braucht der Rhabarber darum nicht ungenützt zu verkommen. Er läßt sich sehr gut ohne Zucker konservieren. Wenn wir nach der nächsten Zuckerernte dieses wichtige Nahrungs- und Genußmittel wieder reichlich verwenden können, dann erst bereiten wir aus dem eingemachten Rhabarber alle die erfrischenden Speisen, die wir uns jetzt versagen müssen.

Man kocht den gewaschenen und in fingergliedlange Stücken geschnittene Rhabarber in wenig Wasser gar und füllt ihn so heiß wie möglich in sorgfältig gereinigte und angewärmte Flaschen. Diese verschließt man mit gebräuteten neuen Korken, die dann noch einen Überzug aus Flaschenlack erhalten. So hebt man den Rhabarber an einem kühlen, luftigen Orte auf. Man kann den Rhabarber auch roh konservieren, indem man ihn gewaschen, abgetrocknet und in Stücken geschnitten in Flaschen tut, die gut verschlossen werden. Das Eingemachte muß drei bis vier Wochen an einem sonnigen Fenster stehen; dann wird es aufbewahrt, wie vorher angegeben. M. K.



Luch Stone.

(Fortsetzung.)

Eine nordamerikanische Bahnbrecherin der Frauenbewegung.

Manche von Luch Stones Freunden hatten gemeint, daß in diesem Leben verzehrender Arbeit, rastlosen Kampfes für eine große Sache kein Raum für Liebe und Ehe sei. Sie sahen in Luch Stone nur die Wissenshungrige, die zäh um Kenntnisse und Erkenntnis rang, als um die Voraussetzungen geistiger Freiheit; nur die Gerechtigkeitsdürstende, die für die soziale Gleichheit aller kämpfte, der Überzeugung getreu: „alle Menschen gleich geboren, sind ein adelig Geschlecht“. Die glänzende, hinreißende Agitatorin, deren Seherblick eine ganze neue Welt voller, reifer Menschlichkeit für alle erfaßte, und die streitbar eine Welt von Vorurteilen und Feinden in die Schranken forderte, schien ihnen unvereinbar mit der hingebungsvollen Gattin, der geduldigen, aufopfernden Mutter. Sie übersehen die Tiefe, den Reichtum, die elementare Kraft einer Natur, die nach weiblichem Vollmenschentum verlangte, die den ganzen Kreislauf weiblichen Empfindens und Wirkens durchmessen mußte, wie es selbstverständliches Geschehen bleibt, daß der gesunde Baum Blüten und Früchte trägt. Gerade in Luch Stones mitfühlender Weiblichkeit, in ihrer zukunftsreichen Mütterlichkeit wurzeln die Kräfte der Kämpferin, die mit ihren höheren Zwecken wuchs. Und es kam die Stunde, wo in der leidenschaftlichen Kämpferin das Weib die Augen bewußt aufschlug.

Das „Verhältnis zum Mann“, das heute so manchen mehr oder minder literarisch gefirnigten Damen als der Zentralpunkt der sozialen Frage erscheint — man erinnere sich an Laura Marholms „Lebenswurzel“ und an den Kultus sexueller Probleme durch ihre talentvolleren Nachtreterinnen —, war bei dieser bedeutenden Frau einfach, klar, rein, gradlinig wie die ganze Persönlichkeit. Luch Stones Leben ist geradezu ein Schulbeispiel gegen die ebenso kurz-sichtige als letzten Endes unsaubere Philisterrauffassung, daß nur möglichst unübersteigbare, künstliche gesellschaftliche Schranken zwischen den Geschlechtern von frühesten Jugend an eine ungesunde Frühreife der Sexualität verhindern und Reinheit des geschlechtlichen Empfindens verbürgen.

Als Farmerstochter und eine „wilde Hummel“ obendrein, eine Natur, die nach freier Betätigung von Leib und Geist verlangte, tollte das Kind mit den Brüdern und deren Freunden in wilder Luft durch das heimatliche Hügel- und Walmland, übte es bei gemeinsamer ländlicher Arbeit und im gemeinsamen Unterricht mit Knaben und jungen Burschen die Kräfte. Die Lehrerin und Studentin bewegte sich später ungezwungen, frei unter Jünglingen, von denen wohl die wenigsten durch eine sorgfältig frisierte Gouvernamentenerziehung für den Salonumgang mit Damen dressiert worden waren. Die Agitatorin, die Kämpferin gegen die Verflawung der Neger und des weiblichen Geschlechts lebte und webte unter Männern, die eines Sinnes mit ihr den Blick auf große Ziele gerichtet hielten.

Zu keiner Zeit verbarrlichtete sich Luch Stone in ihrem Verkehr mit den Männern hinter die Sagen des Herkommens und einer engrüstigen Moral, hinter Sagen, deren dürres Gestrüppe nur der konventionellen Heuchelei zum Unterschluß dient. Sie schöpfe die Gesetze ihrer Führung aus ihrem starken Glauben an eine edle, reine Menschlichkeit, die beim Mann wie beim Weib als Wesensstern ruht und für beider Lebensgestaltung bindend sein sollte. Da sie in dem Geschlecht allein weder für den Mann eine Überlegenheit noch für die Frau eine Unterbürtigkeit begründet sah, war ihr bei dem einen wie der anderen lediglich menschliche Tüchtigkeit der Maßstab des persönlichen Wertes. Wie sie stets bereit war, einem Manne mit der Hochschätzung und Sympathie zu begegnen, die sein Wollen und Vollbringen verdiente, so verstand sie es auch mit ruhiger Sicherheit, ohne jede theatralische Pose oder männliche Härte sich achtunggebietend unter Männern zur Geltung zu bringen. Luch Stone blieb im Grunde das einfache, natürliche „Mädchen vom Lande“, für das ein Zusammensein, ein Zusammenwirken mit Angehörigen des anderen Geschlechts eine Selbstverständlichkeit war.

Aus ihrer Kindheit hatte sie eine schöne, offene Kameradschaftlichkeit als Norm ihres Verkehrs mit dem Mann in ihr späteres Leben hinübergenommen. Die Leidenschaftlichkeit und der Ernst, mit denen sie lernend und kämpfend sich ihrem Ideale hingab, ließen in ihrer Persönlichkeit keine Neigung aufkommen, keinen Raum frei für literarische Spielerei mit Problemen der Geschlechtsbeziehungen, eine Spielerei, an der sich oft eine krankhafte, müßige Phantasie entzündet. Der Mann erschien ihr nie als geheimnisvolles Rätsel, das zu lösen Lebenserfüllung sein könne, nie als Träger eines besonderen Zaubers, dem zu unterliegen des Weibes Bestimmung wäre. Er war und blieb für sie der gute Kamerad, der Genosse des Strebens und Wirkens. So ungezwungen sich Luch Stone im Umgang mit den Studien- und Kampfesgefährten gab, so fest und unverrückbar war die unsichtbare Grenze, die dem Weib gegenüber auch die Vertrauesten von ihnen nicht zu überschreiten gewagt hätten. Die Fahnenträgerin freier Ideale war mit vielen Männern, mit hervorragenden, glänzenden Männern in aufrichtiger, herzlichster Freundschaft verbunden, die leichte Liebeständelei wie der stürmisch aufbrausende, glutvolle Liebesroman blieben ihr fremd.

Luch Stone zählte bereits 35 Jahre, als sie dem Manne begegnete, der ihr mehr als Freund und Kampfesgenosse sein konnte. Es mußte ein Mann eigener Art, ein Mann höchsten persönlichen Wertes sein, in dem die Bahnbrecherin neuer, höherer Beziehungen zwischen den Geschlechtern den Ebenbürtigen erkannte. Ein solcher Mann war Henry Bladwell in der Tat. Er war wie Luch selbst von gutem Stamme und entsprang einer jener Familien, die nicht die Gier nach leicht zu gewinnendem Reichtum über den Ozean getrieben hatte, vielmehr der Drang, in größerer politischer und religiöser Freiheit Kulturträger zu sein. In dieser Familie war die Überzeugung eine Macht, das als selbstverständliches Menschenrecht, aber auch stolze Menschenpflicht jedes einzelnen sei, seine Gaben zu entfalten und auszuwirken. Die Ideale der Sklavenbefreiung, der Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechts fanden hier eine gute Stätte. Eine Tochter der Familie, Henrys Schwester Elizabeth Bladwell war die erste Frau in den Vereinigten Staaten, die als Medizinerin die Doktorwürde erwarb. Der Bruder vermählte sich mit Luch Stones Freundin, Antoinette Brown, der ersten Geistlichen in der Union. Henry Bladwell selbst gehörte zu den aufopferndsten und unerschrockensten Führern der Antisklavereibewegung in den Weststaaten. In der Stadt Memphis (Staat Tennessee) war eine Belohnung von 10 000 Dollar für seinen Kopf ausgesetzt worden, weil er die Flucht einer jungen Sklavin organisiert hatte. (Fortsetzung folgt.)

Verantwortlich für die Redaktion: Frau Maria Jettin (Bundel), Wilhelmstraße, Post Fegerloch bei Stuttgart.

Druck und Verlag von J. D. W. Metz Nachf. G.m.b.H. in Stuttgart.